

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 43 (1939-1940)
Heft: 14

Artikel: Das Fahnenlied
Autor: Frey, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-669524>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Fahnenlied.

Von Hans Frey.

Durch die Straßen hallt der schwere Schritt
marschierender Truppen. Den Blick schräg zur
Erde, die Faust am Gewehrriemen, so schreitet
Glied um Glied.

Du spürst die Müdigkeit, im Kopfe ist ein leises
Schwindelgefühl, und in den Beinen rinnt
das Blei der Stunden — beschwert die Füße.

Schritt um Schritt — manchmal stolperst du
leicht, trittst dem Bödermann in die Fersen —
schwankst vielleicht einmal seitwärts, aber da ist
dein starker Nebenmann, der den Stoß ausgleicht
und dir die Richtung gibt. Als würden die Schultern
gespalten, so sägt sich der Tornisterriemen
langsam ein — schneidet dir die Arme weg. Jegliches
Gefühl schwindet, kaum daß du die Faust
zu öffnen vermagst.

Die Kehle ist ausgetrocknet und brennt, —
Staub und Sand klebt dir an der Zunge. Der
Atem geht schwer und pfeifend — in den Ohren
braust das Blut und die öde Musik stampfender
Schritte. Dein Blick ist gebannt vom Wogen mar-
schierender Menschen — kaum daß du ihn lösen
kannst vom grauen Gleichmaß, dem auch du, wir
alle, verfallen sind und damit der langen, langen
Strafe Meter um Meter abringen.

Da — weit hinten in den Kolonnen — fliegt
es auf, hörst du's, ein Ton zittert und verklingt
über den wogenden Helmen? Nein — doch nicht
— er klingt weiter, zwei Stimmen sind's, dann
drei — vier, die ihn aufnehmen und von Glied zu
Glied weitergeben. Einer Brandung gleich fühlst
du's nahen, warm und erlösend aus dumpfer Ge-
bundenheit. Schon flammt es durch die Reihen
— schlägt über dir zusammen, eilt nach vorn wei-
ter, und du stimmst mit ein in das Lied, das uns
alle eint und einer müden, aber tiefen Begeiste-
rung hingibt. Das Lied, das einer frohen Bot-
schaft gleich in den hellen Abendhimmel aufsteigt:

Es flattert eine Fahne
Dem Bataillon voran.
Und unter ihr marschieren
In Kompagnien zu Vieren,
Im Gleichschritt Mann für Mann.

Morgendämmerung im Walde. Kalt und eisig
stehn die mächtigen Tannen in ihrer weißen, er-
starrten Rauhreiflaft — uralte Männer, deren
einstmals grünes Leben unter Winterpanzern
eingeschlafen und erstorben scheint. Keine Be-
wegung in dieser Stille, nur hier und dort stäubt
ein Schneeschleier von den Ästen und sinkt in den

grauen Nebel, der zwischen den Stämmen webt
und alle harten Linien seltsam weich verwischt.
Über den Wipfeln zittert ein milchiges Licht. Ob
die Sonne aufgeht?

Mann an Mann steigt unsere Patrouille den
Wald hinauf — vorüber an den Laufgräben, den
Unterständen. Gemächlich — aber ausdauernd im
Tempo.

Ohne viele Worte geht es unter den grauen
Schirmen dahin, zwischen den Stämmen durch
dem Grate zu, den wir in Bälde erreichen müssen.
Ein kühles Windlein flattert durch die damp-
fende Uniform und läßt uns leicht frösteln, wir
werden gleich oben sein.

In langen Schleppen streicht der Nebel wie
Rauch, vom Winde getrieben durchs Unterholz
und gibt ständig eine stärkere Helle frei.

Wir ahnen etwas Schönes und hasten und
hezen los, keiner will zurückbleiben.

Ja, Heimat, du schenkst uns dein Bild im
Morgenlicht: aus dem wogenden, brandenden
Meere in den Tälern steigen unsere Berge gleich
mächtigen, fernen Inseln in den gleißenden Himmel
auf. Blaue Türme und Zinnen, Dome in
ewigem Schnee — so reiht sich Gipfel an Gipfel.
Von weit im Osten bis tief in den Westen ein
starker Wall — eine dräuende Festung.

Bist du's — unsere Heimat? Unser Vaterland?
Grüßest du deine Söhne, deine Soldaten? Ist es
dein Anruf an uns, die wir oft verzagen möch-
ten und dem Gleichschritt der Tage so bald er-
liegen — so rasch mutlos werden?

Seht doch das weite Land! Wollen wir nicht
 danken und wachen und für diese Heimat ein
Opfer bringen?

Kameraden, wollen wir nicht unser Lied singen
im Namen aller, die in der noch grauen Niede-
rung ihre Pflicht tun und für alle jene, deren
Stirnen gleich uns im Frühlicht baden und deren
Herzen brennen im Angesichte unserer Heimat?

Ob Winter, Wind und Wetter — Kälte und
Frost uns plagen und zerschneiden mit ihren
grauen Messern und brausenden Stürmen, mit
geballten Wolken und fallendem Schnee — ob die
Erde heinhart gefroren unsere Pickel und Schau-
fel feindlich abweist, einer von uns trägt dich in
Treue mit, als letzte, allerletzte Notration des
Herzens —!

Und jeden von uns streifst du leise und warm
— daß wir einander anschauen, einen Augenblick

innehalten müssen: so als rauschten die Wälder der Heimat darein und orgelte der Föhn von unsren Bergen — solch frohe Kraft fühlst du wachsen und in dir groß werden.

Und — Kameraden — singen wir die letzten Worte unseres Liedes — ist es nicht, als schlüge eine schwere, dunkle Glocke ihre Stunde ins notvolle Land — pochte an das Herz jedes Soldaten und forderte die letzte Prüfung: die Hingabe. Und wir horchen und lauschen, und keiner weiß, wie diese Stunde ihn treffen wird.

Ob unsere Heimat die grüne Insel inmitten

des Aufruhrs bleiben darf und die Brandröte ennet den Gemarkungen loht? Wer weiß es?

Und sollte es nicht sein, Kameraden — dann, o Lied, gib uns die Kraft, daß wir zu dir halten und deiner Worte — der Heimat und des vergossenen Blutes aller Vorfahren uns würdig erweisen —.

Wohlan, nun mag die Fahne
Im Sturm der Tage wehn!
Gott, schütz das Land vor Brände;
Doch mehr noch uns vor Schande;
Wenn wir im Feuer stehn!

(Hans in der Sand).

Soldatenlied.

Nebel deckt das Land,
Krieg und Nacht, —
doch wir stehen Hand an Hand,
halten mit den Sternen Wacht.

Wenn die Primel blüht
und der Hauch
mit den Herden seewärts zieht,
blüht der Weltenfriede auch.

Hinter jedem Hang,
Bühl und Holz
stehn der Eidgenossen viel,
todeswild und stark und stolz.

Herrn in Heimlichkeit
und Geduld
einer menschen Schönern Zeit,
ohne Haß, in kühler Huld.

Nebel deckt das Land,
tiefe Nacht,
doch wir gehen Hand in Hand,
denn wir stehn in Gottes Macht.

Arnold Burgauer.

Der Landstreicher.

Von Felix Rheintaler.

Eines Morgens gegen Ende April, als die Nächte schon wieder lenzlich mild geworden waren, stieß ein junger Stadtpolizist in einem Materialschuppen eines Außenquartiers auf einen Mann, dessen ganze Erscheinung dazu angetan war, den Hüter der öffentlichen Ordnung stutzig zu machen und seinen Verdacht zu erregen. Der Alte lag lang hingestreckt in einem Haufen Stroh, das Gesicht in den einen Arm gedrückt, und sein Schnarchen sägte unentwegt durch die morgendliche Stille. Kein Zweifel, man hatte es mit einem jener unausrottbaren Landstreicher zu tun, die sich mit ihrem unruhigen Blute um diese Jahreszeit wieder auf die Beine machten. Arme Teufel alle, gute Kerle die meisten, ach ja, aber sie verlegen sich notgedrungen oft auf den Bettel, und es ist Sache der Polizei, auch hier zum Rechten zu sehen.

Der Polizist zerrte also den Alten sachte aus dem Schlaf und aus dem Stroh, schob den Verduxten vor sich her durch das Schuppentor in die Helle des Morgens und forderte ihn pflichtgemäß auf, seine Papiere vorzuweisen.

„Papiere“, brummte der Alte, während ihm ein Guß Sonnenlicht ins verschlafene Gesicht prallte, „habe ich keine bei mir“. Dabei blickte er verlegen und hilflos auf seine Schuhe, die schräg abgelaufen und dick überstaubt waren. Gleichzeitig fuhr er mit der einen Hand durch die Luft, wie einer, der vieles vorzubringen hat, aber das rechte Wort nicht findet.

„Dann — kommen Sie bitte mit,“ befahl der junge Mann in Uniform.

Es war um die achte Morgenstunde, zu der Zeit also, wo die Straßen und Plätze der Stadt von Fahrzeugen und Fußgängern wimmeln. Die Bauern der umliegenden Dörfer fahren zum Markte, die Bauarbeiter streben ihren Bauplätzen zu, die Verkäuferinnen hasten nach ihren Läden und Magazinen, und das Heer der Büroangestellten wälzt sich in wogenden Menschen schlängen stadteinwärts.

Mitten durch dieses morgendliche Getriebe schritten der Polizist und der Landstreicher Seite an Seite, sozusagen im gleichen Schritt und Tritt: ein junger Mann mit blitzenden Messing-